

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Limke: Hohenzollern- und andere Fürsten in Mythenbildung.

## Hohenzollern- und andere Fürsten in Mythenbildung.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, vor ungefähr neun Jahren\*) trug ich Ihnen einige Mitteilungen über „die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“ vor, — Mitteilungen, die nur als sog. Lückenbüsser zu bezeichnen waren, da ich mich (wegen Erkrankung zweier aufs Programm gesetzter Redner) ganz schnell zu einem kleinen Vortrag hatte entschliessen müssen. Wenn ich nun heute über denselben Stoff spreche und einige Vergleiche hinzuziehe, so wollen Sie, bitte, auch an diese Mitteilungen keine grossen Ansprüche stellen; ich werde mich freuen, Sie ein wenig unterhalten zu haben.

Diesmal kann ich mich nicht mit der Erkrankung eines geschätzten Redners entschuldigen, wohl aber mit dem Zeitmangel, der mit einer abermaligen Wanderung nach Italien zusammenhängt. Übrigens bestärkte mich gerade das schöne Land der Orangen und Limonen (wir sagen Apfelsinen und Citronen) oder vielmehr das vortreffliche Buch von Adolf Stahr „Ein Jahr in Italien“ darin, besagter Mythenbildung zu gedenken.

Zwischen dem Monte Cavo und dem Orte Rocca di Papa im Albanergebirge, am Rande eines grossen ehemaligen Kraters, zeigt das Volk die Stelle, wo Hannibal auf seinem Zuge gegen Rom gelagert haben soll. Die römische Garnison bezieht jetzt hier ihre Sommerquartiere. Jene ganz unbegründete Behauptung veranlasst Stahr zu den Worten: „Diesem Volke hat seine älteste Geschichte noch Leben, während bei uns das historische Volksbewusstsein nicht leicht über den alten Fritz und Ziethen hinausreicht. Die Gelehrten behaupten, dass Hannibal nie hierher gekommen, sondern unterhalb des Gebirges die Via Latina entlang gezogen sei.“ Dagegen ist es aus Livius gewiss, dass hier zum Schutze des

\*) 13. Dez. 1893. Brandenburgia II. Jahrg. 207 f.

Tempels [des Jupiter Latiaris, wo alljährlich das grosse Opferfest der *Feriae Latinae* gefeiert wurde, also dieses uralten Heiligtums des Latini-schen Bundes] ein Lager gegen Hannibal errichtet wurde, als er von Capua gegen Rom heranzog. Die Volkssage hielt die Namen fest, auf die es ihr vorzugsweise ankam.“ (3. Aufl. I. 209.)

Hieran lässt sich zwanglos der Hinweis anknüpfen, wie hartnäckig — die einschlägige Literatur bezeugt es — man die Abstammung der Hohenzollern aus dem römischen Hause Colonna angenommen hat. Um den späteren Papst Gregor VII. (1073—1087) auf alle Fälle von dem päpstlichen Stuhle fernzuhalten, verband sich Fürst Petrus von Colonna mit vielen vornehmen Herren aus Rom. „Es gelang ihnen auch wirklich, den erwählten Papst gefangen zu nehmen; allein bald entstand ein Auf-ruhr, in welchem Gregor befreit, die Verschworenen aber aus Rom verbannt wurden. Der Fürst Petrus und mehrere seiner Söhne machten bald darauf ihren Frieden mit dem Papste; nur ein Sohn, Ferfried von Colonna, floh nach Deutschland, Schutz und Waffenruhm bei Kaiser Heinrich IV. zu suchen. Gnädig nahm ihn der unglückliche Rheinfranke auf. So vergingen sieben Jahre, bis der entscheidende Kampf mit Rudolf von Schwaben 1080 sich entspann. — Von alten Genealogen wird nun teils behauptet, Ferfried von Colonna habe den Kaiser Heinrich an dem verräterischen Gegenkönig gerächt, teils nur erzählt, er habe sich besonders im Kampfe ausgezeichnet und sei mit Landbesitz be-gnadigt worden. — Albrecht Achilles sagt, sein Geschlecht habe lange Zeit zu Rom in fürstlichen Ehren gesessen. Spätere Genealogen lassen selbst den Namen „Zollern“ von dem Städtchen Zagarolla (einer Burg der Colonnas) in der römischen Campagna abgeleitet sein. Noch andere sehen in den Grafen von Zollern einen Zweig der Grafen Coalto, welcher über die Alpen gestiegen sei und im „Hohenzollern“ den Stammesnamen auf deutsches Gebiet übertragen habe. — Das eine ist nun ganz gewiss, dass diesen Überlieferungen jede zuverlässige Grundlage fehlt.“ Doch es ist noch weit mehr gefabelt worden. „Markgraf Albrecht Achilles schreibt im Jahre 1466 an seinen Bruder Friedrich den Eisenzahn, über das eigene Geschlecht: „Wir sind zu Troya in Turckischem wesen ver-trieben worden bey vnsern Hern (sammt unsern Herren) vnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten, die do waren, mit Romischen Keysern vnd Konigen, Aber von Rom vertriben vnd in das Reich komen.“ Von Troja also die Hohenzollern? Wie lässt sich diese seltsame Familien-überlieferung erklären? Es war ein Steckenpferd der Humanistenzeit, also der Tage des deutschen Achilles, womöglich alles, was gut und trefflich galt, auf das klassische Altertum, insonderheit auf Troja und Hellas zurückzuführen.“ Andererseits erging sich eine wilde Phantasie in den Gefilden der Nibelungen; und eine Chronik des 16. Jahrhunderts berichtete: „Guntherus habe so viele Söhne gehabt, dass Francien sie

nicht habe tragen können. So seien sie denn gezwungen worden, die Heimat zu verlassen, und haben sich anderwärts in Deutschland, d. h. Ostfranken, Sundgan und Schwabenland niedergelassen, haben mit dem mittelmässigen Grafenstand Vorlieb genommen und sind so genannt worden Grafen von Kyburg, Habsburg, Pfirth, Zähringen und Zollern.“\*)

Die Versuche, den Namen Hohenzollern zu erklären, haben nach allen Richtungen hin Seitenblicke werfen lassen, und so ist auch das Mythologische in weitgehendstem Masse herangezogen worden.\*\*) Übrigens wird gesagt: „Wir müssen das Troja der mittelalterlichen von dem Troja der klassischen Sage unterscheiden. Nach uralter Überlieferung stammen die Franken aus Troja. Das Loblied auf den h. Anno von Mainz erzählt, dass nach der Zerstörung Trojas Franko, ein Kind der Veste Priams, mit wenigen Begleitern an den Rhein gekommen sei, dort ein kleines Troja gebaut und von hier sein Volk weiter nach Süden geführt habe. — Im Wolfdietrich heisst die Unterwelt das alte Troja.“ (O. S. 25 f.)

Von weiterer Deutung dieser Wirnisse wollen wir hier absehen.

Die Forschung nach der Herkunft der Hohenzollern hat vielfach zu ungeheuerlichster Schmeichelei und zu einer Verherrlichung geführt, die die Fürsten selber hätte peinlich berühren müssen. Recht im Gegensatz zu jenem Liede, das u. a. die Bezeichnung „Testament Friedrich d. Gr.“ führt und in dem es heisst:

Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,  
Lobt mich nicht in einer Ode!  
— Eitler Ruhm muss doch vergeh'n.\*\*\*)

(Dieses Lied wird auch mit dem Fürsten Dietrich zu Anhalt-Dessau in Verbindung gebracht.)

Wenn Stahr sagt, das historische Volksbewusstsein bei uns reiche nicht leicht über den alten Fritz und Ziethen hinaus, so ist das im allgemeinen zutreffend. Die Ausnahmen neigen mehr oder minder einer bestimmten Vorstellung zu, nämlich der: dass es eine Gepflogenheit der Fürsten bildete, unerkannt Land und Leute zu besuchen.

So hat — nach Meinung von Berlinern — das Pferd des Grossen Kurfürsten keine Hufeisen erhalten, weil auch dieser Fürst gern heimlich durch die Strassen zog, um überall nach dem Rechten zu sehen; klappernde Hufeisen würden ihn aber verraten haben. †)

\*) Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern. 1878. 19 f.

\*\*) Vgl. Theodor Thele, der Name des Berges Hohenzoller. Progr. Hechingen 1880, 80—81. Th. Thele, Friedrich. (Selbstverlag) 1881. — Paulus Cassel, Hohenzollern.

\*\*\*) Brandenburgia IV. Jahrg. 342.

†) Brandenburgia III. Jahrg. 197.

Anderwärts spielen verkehrt angebrachte Hufeisen eine Rolle, wie wir dies aus dem Spreewalde kennen. Ich liess mir diese Sage indes in verschiedenen Ortschaften dort erzählen. So lautete eine Fassung: Der Wendenkönig hat bis 1840 existiert; weitere Nachrichten fehlen. Er wohnte auf dem Schlossberg in Burg; heute sieht man nur noch eine kleine Anhöhe, wo das Schloss stand. Seinen Pferden liess er die Hufeisen verkehrt aufschlagen; dann wusste niemand, wo er war. War er drin, so dachten sie: er wäre draussen; war er draussen, so dachten sie: er wäre drin.

In Berckenmeyers Antiquarius\*) lesen wir: „Des Herzog Friedrich (Insbruck 1425) Gewohnheit war, dass er oft in verstellten Kleidern unter den Bauern herumging; denn er sagte: „Zu Hofe redet ein jeder nur, was ich gern höre. Bei den Bauern aber kann ich die Wahrheit erfahren.“

Die Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins enthalten im 30. Hefte den Abdruck einer „geschriebenen“ Zeitung aus dem Jahre 1713. „Ihro Majestät sollen Sich auch hin und her auf den Dörfern, indem Sie durch Anziehung eines schlechten Surtouts und ordinären Stiefeletten ganz unkenndbar, informiren, wie sie leben, was sie essen, was sie an Kontribution geben, was sie vom neuen König halten, was seine Einrichtungen mit so viel Soldaten bedeuten, und verschiedene Quaestiones machen. Darauf denn die Antworten, wie leicht zu erachten, bald so und so fallen, indessen nehmen Ihro Majestät dero Mesures darnach, und ist nichts so klein, was Sie nicht selbst examiniren, und davon gründliche Notiz einziehen und omni tempore et loco Remonstraciones von Ministris annehmen.“

In demselben Verein sprach vor einiger Zeit der Generaldirektor der Staatsarchive, Geh. Rat Dr. Koser über „Friedrich d. Gr. im Urteil seiner Berliner Zeitgenossen.“ In der Einleitung wurde die Schwierigkeit hervorgehoben, durchaus zuverlässige Nachrichten über den grossen König und seine ganze Persönlichkeit zu erlangen, da die damaligen Zeitungen ausser dem knappen Hofbericht kaum etwas bringen durften und grösseren Wert nur auf die regelmässigen dem Monarchen gewidmeten Neujahrsgedichte legten. Indessen wurde zweifellos in den Wirtshäusern und sonst überall sehr eifrig politisiert und kritisiert; ja, Friedrich selbst hat es als Kronprinz an freimütigen Äusserungen über die innere und äussere Politik nicht fehlen lassen. — Hochgestellte Personen besuchten unerkannt die Wirtshäuser, um die Redensarten der Bürger mit anzuhören; und 1758 erschien sogar eine merkwürdige Schrift über „Die Nützlichkeit der Tabagien zur Erhaltung des Gleichgewichts

\*) P. L. Berckenmeyer, Neu vermehrter curieuser Antiquarius u. s. w. Hamburg 1712—31.

in Europa.“ Der König sah es sehr ungern, wenn über seine Person berichtet wurde; und so öffnen sich denn die Quellen über ihn vorwiegend erst nach seinem Tode.“\*)

Desto eifriger und reichhaltiger gestaltete sich das Weben der Volksphantasie. C. Trog sagt in einer längeren Abhandlung\*\*) darüber: „Der Sagenkeis, welcher Friedrich den Einzigen umblüht, beginnt schon mit seiner Jugendgeschichte.“ So kommt der alte Dessauer nach Küstrin, um dem im Arrest sitzenden Kronprinzen den Vorschlag zu machen, ein Konzert in London anzuhören; und mühelos wird die Luftfahrt auf einem ausgebreiteten Taschentuche erledigt. Ja, sogar noch ein paar fremde Gäste konnten mitfliegen. Während des Konzerts sagte der alte Dessauer zum Kronprinzen: „Wir wollen uns hier nicht erkennen lassen. Lasse Du Dein Taschenmesser hier! Dann werden sie sehen, wer wir waren. Das Messer schicken sie uns schon wieder zu.“ Nach einigen Tagen kam dann auch richtig das Messer in einer Kiste mit einem Briefe in Küstrin an, und die Aufschrift lautete ganz recht: an den Kronprinzen. Dieser hatte die Kiste bei sich im Arrest, durfte sie aber nicht allein öffnen; das wollte der alte Dessauer nicht haben. Endlich kam letzterer durch die verschlossene Tür in den Arrest und sagte: „Es war recht, Fritz, dass Du die Kiste nicht aufgemacht hast; sonst wäre etwas passiert. Die Kiste muss zubleiben, bis einer da ist, der geköpft werden soll; der kann sie aufschliessen.“ Endlich war einer da, der geköpft werden sollte; und wie der den Kistendeckel aufmachte, da gingen auf einmal vier Pistolen los, und jener war sofort ein toter Mann. — Friedrich selber war unverwundbar; es konnte ihn keine Kugel treffen. Er sprengte blindlings in das Feuer der Schlacht und in die Feindesreihen, und wenn seine Umgebung ihn warnte, sagte er: „Ach, die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben.“ Er konnte auch aus seinem Hute Kugeln schütteln, die die Feinde treffen mussten; sonst wäre es ja garnicht möglich gewesen, die siegreichen Kriege führen zu können. Solche Zauberkünste verstanden auch Ziethen und der alte Dessauer. Da konnten aus Häckerling und andern unscheinbaren Dingen Soldaten hergestellt werden. — Im Gegensatz zu jener Überzeugung des alten Fritz, dass seine Todeskugel nur von oben kommen werde, erzählt man sich: er selber habe sich unverwundbar gemacht, einfach durch das Studium des 6. und 7. Buches Moses. Wer daran zweifele, möge nach Stettin gehen und auf dem Paradeplatz dort das steinerne Bild des grossen Königs beschauen; die Schriften, die daselbst eingemeisselt sind, stellen das 6. und 7. Buch Moses vor. Nun soll man

\*) Voss. Ztg. No. 117; 11. März 1902.

\*\*) C. Trog, Friedrich der Grosse in der Sage. Am Urds-Brunnen 1886—87. No. 6 u. 7.

aber nicht meinen, der alte Fritz sei ein hartherziger Mann gewesen, der nur an eigene Gefahr und Leiden gedacht hätte. Ganz im Gegenteil! Einmal hatte er eine grosse Schlacht geschlagen. Es war Abend, und ein lautes Gewimmer liess sich auf dem Schlachtfelde hören. Da ist er über die Wahlstatt gegangen und hat laut gerufen:

Ruhet wohl, Ihr, meine Söhne!  
 Eure Seele steht bei Gott.  
 Bin ich schuld an Eurem Tode,  
 Straf mich der gerechte Gott!

Da ist das Gewimmer verstummt, und man hörte keinen Schmerzens-ton mehr. — Echt mythisch ist die Geschichte von der Bittschriftenlinde in Potsdam. Bekanntlich bewohnte der König die Eckzimmer des Potsdamer Schlosses nach der Teltower Brücke zu. Nahe der Brücke unter einem Lindenpaar stellten sich gewöhnlich jene auf, die dem Könige eine Bittschrift überreichen wollten. Sie sahen so lange sehnsüchtig zum Schlosse hinüber, bis der König jemand hinabschickte, die Bittschriften zu holen. Nach dem Tode des Königs liess ihn die Säge auf der Terrasse von Sanssouci und durch die Alleen im Rehgarten nach dem Neuen Palais wandeln, umspielt von seinen Lieblingshunden; aber sie liess ihn auch im Dämmerlicht oder Mondschein im Eckzimmer des Schlosses ernst und einsam am Schreibtisch sitzen, wo er unablässig für das Wohl seines Volkes arbeitete. Noch in spätere Zeit hinein galt es für ein gutes Omen, wenn ein Bekümmerter — dort unter der Linde stehend — ein Licht im Eckzimmer bemerkt haben wollte. — Des Königs Frühstückszimmer zu Sanssouci zeigt als Deckenschmuck das Bild einer grossen Spinne, die von der Mitte aus nach allen Richtungen hin ihre Fäden gezogen hat. Eines Morgens verliess der König das Zimmer, bevor er von der ihm hingetzten Chokolade getrunken hatte. Als er wieder zurückkehrte, sah er, dass inzwischen eine Spinne in die Chokolade gefallen war. Unangenehm davon berührt, goss er das Getränk in den Napf seiner Windhunde. Eine Viertelstunde später waren beide tot. Sofort wurde der Koch gerufen; doch der kam nicht, — der hatte sich in aller Geschwindigkeit totgeschossen. Die Feinde Friedrichs hatten ihn mit Gold zu der bösen Tat — den König zu vergiften — gewonnen. Zur Erinnerung an diesen Vorgang ward die Retterin, die Spinne, an die Decke gemalt. (Eine ähnliche Sage wird auf Napoleon I. bezogen.) Was die Gebr. Grimm von dem Landgrafen Moritz von Hessen erzählen, gilt auch für Friedrich d. Gr., nämlich jene Überlieferung, nach welcher der König mit einem Soldaten — der ihn nicht kannte — gemeinsame Sache machte und auf Raub ausging. Den Vorschlag, des Königs Schatzkammer zu bestehlen, wies der Soldat jedoch mit Entrüstung zurück; er wollte nur einen Blick hineinwerfen, und

der König musste versprechen, nichts zu entwenden. Als sie mit Hilfe eines Zauberstabes, den der Soldat besass, dort angelangt waren, griff der alte Fritz schnell in eine Kiste, um eine Handvoll Geld herauszuholen. Zornig rief der Soldat: „Hältst Du so Dein Wort? Dem König darf man nichts nehmen; der hat zu viele zu versorgen.“ Dann prügelte er den alten Fritz jämmerlich durch, so dass dieser froh war, ins Weite zu gelangen. Am andern Morgen wurde der Soldat zum König gerufen. Erschrocken machte er sich auf den Weg. Doch die Sache lief gut ab: der König befreite ihn von den Soldaten und beschenkte ihn mit reichem Gut. Nur den Zauberstab musste der Soldat abgeben; den konnte der König ihm nicht lassen.

Ein alter Pole erzählte mir kürzlich eine ähnliche Geschichte, die in Russland gespielt haben soll. Einer von den russischen Kaisern ging gern verkleidet im Lande umher, und als er einmal so ging, traf er einen Mann. Der sagte zu ihm: „Ich bin Spitzbub'; was bist Du?“ — „Na, wir können zusammenarbeiten“, antwortete der Kaiser; „ich bin auch Spitzbub“. Das war dem andern sehr recht, und er fragte, wohin sie denn gehen sollten. „Wir wollen den Kaiser bestehlen gehen!“ sagte der. Platz! da hatte er eins ins Gesicht! „Du verdammter Kerl, der Kaiser ernährt ein ganzes Land, und den sollten wir bestehlen?“ Na, wohin er denn sonst gehen wollte? fragte der Kaiser, der sich den Schlag ruhig gefallen liess. Und da nannte ihn der Spitzbub' einen grossen Herrn. Zu dem schlichen sich abends die beiden hin, und der Kaiser ging horchen. Da hörte er, wie der Herr zu seiner Frau sagte: „Du weisst doch, dass wir morgen eine grosse Gesellschaft geben. Ich hab' den Kaiser auch eingeladen; ich will ihn vergiften.“ — „Mann, erbarm' Dich!“ sagte die Frau. [Man erkennt an diesem „erbarm' Dich“, dass mein Berichtstatter lange in Preussen sich aufgehalten hatte.] „Ach was, liebe Frau, ich mach' das ganz glatt; ich vergift' ihn mit einem Glas Wein.“ Der Kaiser ging leise zurück und sagte zu dem Spitzbuben: hier könnten sie heute nichts tun, hier wäre alles noch wach; für heute solle er nur mit ihm kommen und sich stärken. Aber von der Gift-Geschichte erzählte er nichts. Als sie an ein Tor nicht weit vom Schloss kamen, nahm der Kaiser einen Schlüssel aus seiner Tasche, und beide traten ein. Sie gingen durch so viele Räume, bis sie in ein kleines Zimmer kamen, das auch zum Schlosse gehörte. Hier machte der Kaiser Licht an, — er hatte alles bei sich; und dann öffnete er den Mantel. Ach! — nun sah der Spitzbub', wen er vor sich hatte. Er erschrak. „Du brauchst nicht zu erschrecken!“ sagte der Kaiser. „Du hast mir das Leben gerettet. Aber bis morgen musst Du hier d'rin bleiben!“ Und dann erzählte er ihm alles. Der Spitzbub' hatte es hier sehr gut. Und der Kaiser ging in jene Gesellschaft. Da waren schon furchtbar viele versammelt; viele feine Herren standen im Kreise, und

jener Herr machte den Kaiser zum Mittelpunkt. Dann wurde eine Flasche Wein gebracht, und der Herr nötigte den Kaiser, zu trinken. „Nein!“ sagte der; „Ihr seid der Gastgeber, Ihr müsst zuerst trinken!“ Was nun? — Trank er nicht, so wurd' er gleich gefangen genommen und musste doch am End' sterben. Also er besann sich nicht lange und trank — na! und starb. Nachher sagte der Kaiser zum Spitzbub': „Du sollst nicht mehr Latek (= Finger) heissen, sondern zum Andenken an diese Geschichte Langefinger.“ Und das Gut von jenem Herrn schenkt' er ihm.

Doch noch einmal zurück zum alten Fritz, der bekanntlich oft in Verkleidung umhergewandert sein soll. Einmal zogen er und Ziethen als Bettelleute durchs Land, bei einem Bauer demütig um Speise und Obdach bittend. Beides wurde ihnen gewährt; doch sie mochten die vorgesetzte Grütze nicht essen. Das ärgerte den Bauer mächtig, und er schrie sie an: „Was? Ihr Schelme! Ihr bittet und wollt noch wählerisch sein?“ Und dabei gab er dem alten Fritz eine Ohrfeige, dass diesem fast Hören und Sehen verging. Schnell begannen jene die Grütze zu verzehren. Am andern Morgen haben sie — die dem Bauern zum Dank einige Arbeit versprochen hatten — noch zweimal den Zorn des Bauern empfinden müssen, weil sie ihr gemeinsames Nachtlager nicht frühe genug verlassen wollten; und da bekam der alte Fritz nicht nur beim ersten Wecken die Prügel, sondern auch beim zweiten, weil er (um dieser zu entgehen) den Platz getauscht hatte. — Später hat der König seinen Spass mit dem ahnungslos zu ihm nach Berlin kommenden Bauern gehabt und diesen reich beschenkt. — Diese Geschichte wird ähnlich von Friedrich und Kaiser Joseph mitgeteilt; und Rochholz erzählt sie in seinen Schweizersagen unter der Überschrift „St. Petrus und die Geige“. (C. T.)

Noch zwei Mitteilungen aus dem Spreewald. Zu der Zeit, als der alte Fritz regierte, lebte in Dissen ein Edelmann, der so sehr schlecht zu seinen Leuten war. Das wollte der alte Fritz mal untersuchen. Er verkleidete sich also als Knecht und mietete sich bei einer Frau ein. Am Morgen früh' weckte ihn die Frau. „Mein Söhnchen,“ sagte sie, „steh' auf! Du musst an die Arbeit gehen.“ Aber der alte Fritz antwortete: „Grossmutter, lasst mich noch schlafen!“ Doch die Frau sagte ihm, er hätt' Dung zu fahren; die andern Knechte seien schon bei der Arbeit. Er solle sich beeilen! Aber er beeilte sich durchaus nicht. Endlich brachte er den Wagen in Ordnung; und nun fuhr er los, — doch mit Absicht gegen einen andern Wagen, so dass er nicht weiter konnte. Gleich sprang der Herr auf ihn zu. Er hatte die Hundepeitsche in der Hand und schlug g'rad' zu. Der alte Fritz liess es zuerst geschehen; dann öffnete er den Rock und — da zeigte sich der Stern auf der Brust. [Dies ist — wie ich auch schon damals mitteilen konnte — ein untrüg-

liches Abzeichen bei Fürsten.] Der Edelmann sank in die Knie und bat um Vergebung. Nein! — Der König winkte andere Leute heran, und der Edelmann wurde in einem Wagen davongefahren. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Das Gut Dissen aber wurde unter alle Leute gleichmässig verteilt. Der König bestimmte, dass hier nie ein Armer sein sollte. Und es war auch keiner arm; jeder hatte genug. Aber die Kirche im Gute hatte nur eine Glocke, und darum schrieben die Leute an den König einen Brief: sie möchten gern drei Glocken haben. Der König aber schrieb an den Rand:

Die Leut in Dissen  
Sollen wissen,  
Dass sie mit einer Glock zufrieden sein müssen! —

Die zweite Mitteilung lautet: Der alte Fritz war sehr unternehmend und besann sich nicht lange. Er spionierte darum auch in Frankreich herum, gerade, als er mit denen Krieg führte. Er ging verkleidet herum und handelte mit Käse. So kam er auch vor die Kaiserin. [Offenbar werden da Frankreich und Österreich in einander gemengt.] Als er sah, dass sie schnupfte, bot er ihr Tabak aus seiner Schnupftabaksdose an. Und als sie mit ihm über die Käse handelte und sagte: die wären nicht gross genug, sagte er: na er würde and're Käse ins Land schaffen. Damit meinte er die Granaten.\*)

\*) Hier kann noch eine Geschichte aus Ostpreussen Platz finden: Unser alter Fritz hat auch sehr mit dem Geld 'rumgeschmissen, zum Spass. Einmal hat er in ordinären Kleidern die Wache belauscht. Da waren zwei Offiziere, die sich vom Trommelschläger zwei Flaschen guten Wein über die Strasse her holen liessen. Da drüben wohnte ein Kaufmann der eine sehr schöne Tochter hatte. Die Offiziere unterhielten sich: was sie sich wohl wünschen möchten. „Na,“ sagte der eine, „ich wünsch' mir dem König seine blanken Thaler.“ Und der andere redete etwas von Regierungssachen. „Und Du, Johann?“ fragten sie den Trommelschläger; „was wünsch'st Du Dir?“ — „Das schöne Mädchen drüben zur Frau!“ — „Nein,“ rief der eine Offizier, „das schöne Mädchen will ich haben.“ — Am andern Tage war der alte Fritz mit den Offizieren zusammen und sagte ihm: er wisse, was sie sich wünschten; er hätte es gehört. Sie stritten es auch nicht ab. Zu dem, der dem König seine blanken Thaler haben wollte, sagte er: „Du kommst nach Tapiau!“ Und zu dem andern, der über Regierungssachen gesprochen hatte, sagte er: „Du kommst auch an so einen Ort; Du kommst nach Potsdam!“ Dem Trommelschläger aber sagte er: er solle sich beeilen, dass das schöne Mädchen seine Frau würde! Wie lange Zeit er dazu brauchte, um sie zu werben? Na, vier Wochen! Gut! Er solle 4000 Thaler erhalten. Wenn aber nach vier Wochen das Mädchen nicht seine Frau wäre, dann würd' er ins Gefängnis gesperrt werden. — Jetzt machte sich der Trommelschläger zum feinen Herrn. Er trug die schönsten Kleider und hielt sich einen Diener, der Johann hiess. Und jeden Morgen grüsste er von seiner Wohnung gegenüber das schöne Mädchen; er verneigte sich und nahm den Hut ab. Und sie dankte ihm. Bald darauf trat er bei dem Kaufmann ein und unterhielt sich mit ihm. „Sie haben hier eine schöne Gelegenheit,“ sagte er; „kann ich ein Zimmer ab-

Sehen wir von dem Übermut ab, der in so manchen dieser Erzählungen sein Wesen treibt, und stossen wir uns nicht an dem heillosen Durcheinander von Personen, Ländern, Zeiten und Ereignissen, so müssen

mieten?“ — „Ach nein, mein Herr!“ sagte der Kaufmann; „wir haben leider kein Zimmer übrig für so 'nen feinen Herrn.“ Da kam die Tochter aus der Nebenstube und sagte; „Papachen, der Herr könnte ja in jenes Zimmer ziehen.“ — „Na, denn räum' aus!“ sagte der Kaufmann. Nun war die Sache schon so weit. Und jetzt spielte der Trommenschläger immerzu den grossen Herrn und erzählte, er hätte ein Gut in Schlesien. Nach vier Wochen waren die 4000 Taler zu Ende; aber noch war er mit dem Mädchen nicht einig. Er ging zum alten Fritz und sagte: er müsse die Frist noch um 14 Tage verlängern; das Geld wäre bald zu Ende. „Na, ich werd' Dir noch 14 Tage Frist gönnen. Wie viel Geld brauchst Du?“ Mit 800 Thaler würd' er auskommen. Gut! — er bekam die 800 Thaler. Jetzt beeilte er sich, um die Tochter anzuhalten. Der Kaufmann aber sagte: „Lieber Herr, ich kann Ihnen nur lumpige 20 000 Thaler Mitgift geben; wie soll da meine Tochter Ihre Frau werden?“ Na, der Trommenschläger sagte: er brauchte gar keine Mitgift; er hätte allein genug. In jener Zeit sagte aber die Tochter zum Vater: „Hör' mal, Vaterchen, der feine Herr hat eine Trommel bei sich und trommelt manchmal; das hat etwas zu bedeuten!“ — „Ach,“ sagte der Trommenschläger, „das ist schon wahr, und das kommt daher, weil ich als Kind so gern trommelte; ich spiel' mir da etwas vor.“ — Jetzt waren aber auch die 800 Thaler zu Ende. Der Trommenschläger schrieb einen Brief, der quanzweise zur Post gebracht werden sollte. „Johann, kannst Du weinen?“ fragte er den. „Wenns nötig ist, eine ganze Schüssel voll!“ sagte der. „Dann trag' diesen Brief quanzweise auf die Post! Und wenn Du den Kaufmann triffst, wein', was Du kannst und sag' ihm: mein Vater in Schlesien wär' plötzlich gestorben, und ich müsst' sofort abreisen.“ Gut! — Der Diener nahm den Brief in Empfang. Als er den Kaufmann traf, weint' er los. „Na nu, was ist denn gescheh'n?“ fragte der Kaufmann. „Ach, mein Herr hat die Nachricht bekommen, dass plötzlich sein Vater in Schlesien gestorben ist; er muss gleich abreisen.“ Und dann ging der Diener quanzweise zur Post. Der Kaufmann suchte den Trommenschläger auf und wollte ihn trösten. Der aber sagte: „Ich kann das grosse Gut und all' die Wirtschaft nicht übernehmen, wenn ich nicht gleich eine Frau mitbringe.“ Und so kam es denn, dass das Paar getraut wurde. Aber jetzt war auch alles Geld zu Ende. Und jetzt kam auch Ordre: der Trommenschläger solle sofort trommeln kommen! Der ging denn auch richtig ab. Zur Essenszeit liess er seiner Frau sagen: sie solle ihm das Essen bringen. Na, nun war die unglücklich. „Papachen,“ sagte sie, „ich bin betrogen. Ich soll das Essen an die Wache bringen; mein Mann ist ein Trommenschläger.“ Ja, das war nun nicht zu ändern. Sie verschleierte sich und ging mit dem Essen ab. Jetzt liess der König den Mann zu sich rufen und schickte eine Equipage nach der Frau. Die fuhr auch hin. Und der König fragte sie: warum sie so weinte? „Ach, Majestät, ich bin betrogen. Mein Mann hat mir gesagt, er hätt' ein Gut in Schlesien.“ — „Das hat er auch,“ sagte der König. — „Und dann hat er mir gesagt, er wär' ein feiner Herr.“ — „Das ist er auch,“ sagte der König und gab Befehl, dass die Tür zum Nebenzimmer aufgemacht würde. Da trat der Trommenschläger in Offizierskleider heraus; der König hatte den Mann gleich zum Offizier gemacht. Nun kann man sich denken, wie die Frau überrascht war. Der König liess sofort einen Pfarrer holen, denn er wollte das Paar noch einmal trauen lassen. Und als der Pfarrer kam, sagte er: „Herr Pfarrer, tun Sie Ihre Pflicht!“ Und der traute dann noch einmal. Und danach musste der König dem Mann ein Gut in Schlesien kaufen.

wir bekennen, dass uns ein stark ausgeprägtes Gefühl von Vertrauen zur Gerechtigkeit der Fürsten entgegentritt und angenehm berührt. Fast überall will man in diesen Fürsten einen Menschen sehen, der mit besonderen Gaben ausgestattet und daher ebenso befähigt, wie berufen und verpflichtet ist, die Wirren im Lande und die Sorgen der Einzelnen aufs Beste auszugleichen. Da menschliche Kraft dazu nicht immer ausreicht, greift man höher; man stattet den an sich schon Bevorzugten mit übernatürlichen Eigenschaften aus, — so auch in jenen kleinen Erzählungen und z. T. scherzhaften Überlieferungen, die an seinen Namen geheftet werden. Die Erforschung des Volkstümlichen lehrt uns, dass unsere sinnigsten (hierhergehörenden) Sagen — es sei nur an den Kyffhäuser erinnert — demselben Boden entsprossen sind. Will jemand einwenden, dass Überlieferungen wie die vorhin mitgeteilten eigentlich etwas recht Kindisches bedeuteten, so wollen wir das Wort in „Kindliches“ verändern.

Kindlich müssen wir auch die Vorstellungen nennen, die das Volk über die äussere Person eines Fürsten hartnäckig beibehält.

Doch es kommen auch — mehr oder minder zutreffende — nüchterne Beurteilungen vor; so z. B. eine Schilderung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Der war sehr gross und schlank und hatte dünne Zähne. Er war nicht so ausgeputzt, wie die Generäle; er trug einen einfachen Mantel und eine Feldmütze. Die Polissen (Epaulets) hatte er natürlich unter dem Mantel; aber so sah er ganz einfach aus. Am meisten sprach er mit einem Herrn, mit dem er in Frankreich zusammen gewesen war. (Ostpreussen.)

An einen langen Aufenthalt Friedrich Wilhelm IV. in Frankreich wird die Erzählung von einem Kornblumenstrauss geknüpft, den das Kind eines französischen Feldherrn dem damaligen Prinzen mit der flehenden Bitte überreicht haben soll, das Leben des in einer Schlacht gefangenen Vaters zu schonen. Die Bitten der Gattin des Feldherrn waren vergeblich gewesen; aber als der Prinz die Kornblumen gesehen hatte, sagte er: „Wegen der Blumen will ich begnadigen.“ Und er begnadigte den Feldherrn, und seitdem sind die Kornblumen immer so ein Andenken geblieben. (Ostpr.)

Vollends verblüffend ist die zuweilen angetroffene Meinung: die Königin Luise sei von Geburt keine Prinzessin, sondern eine schöne Fleischers-tochter aus Steglitz gewesen; damit sie seinen Sohn heiraten konnte, wurde sie vorher vom Könige zur Prinzessin erhoben. Einmal hat der Prinz ein Frühstück bei seinem Schwiegervater bestellt. Dem solls aber 4000 Thaler gekostet haben, denn es wird natürlich alles vom Schönsten und Besten gewesen sein. Erbarmen Sie sich! das kann man sich doch denken. (Ostpr.)

Bei Gelegenheit der letzten Kaisertage am Rhein machten die Zeitungen auf die dort herrschende Annahme aufmerksam, dass die Stadt Wesel von den preussischen Königen vernachlässigt werde. Die „Kölnische Zeitung“ erwähnte die niederrheinische Volkssage, dass seit 1730 kein Preussenkönig mehr die Stadt Wesel betreten habe. Dies wird vom Volke behauptet, obgleich schon Friedrich d. Gr. mehreremale in Wesel geweilt hat und auch die folgenden Könige die Stadt besucht haben. Unserm Kaiserpaar wurden diesmal grossartige Huldigungen dort zu teil; aber wer das Volk kennt, wird sich sagen, dass nach einiger Zeit die Tatsachen vergessen sein können und die (in diesem Falle nicht entschuldbare) Fabel ruhig weiter leben wird.

Es leben auch Fürsten weiter, die längst dem Schattenreich angehören. Ein merkwürdiges Beispiel dafür kann ich aus dem Kreise Neidenburg (Ostpr.) erzählen. Bei einer Wahlversammlung (die allemal z. T. ergötzliche, z. T. bedauernswerte Beweise liefert, wie wenig der sog. „kleine“ Mann von Politik u. s. w. eine Ahnung hat) erklärte ein Arbeiter, dass er den Prinzen Friedrich Carl wähle. Als ihm jemand zurief: der wäre schon seit vielen Jahren tot, sagte der Mann: „Das ist ganz gleich! Ich hab unter ihm bei Königgrätz gefochten; und da wähl' ich ihn auch.“

Prinz Friedrich Carl (ich darf wohl auf meinen ersten Vortrag verweisen) ist ungemein beliebt beim ostpreussischen Volke, und sein Andenken erhält sich in zahllosen Überlieferungen.

Mit grossem Interesse habe ich während meines Aufenthaltes in österreichischen Ländern wahrgenommen, dass dort dem unglücklichen Kronprinzen Rudolf ein ähnliches Gedenken bewahrt wird. Er ist nicht gestorben (sagte man); er ist nur für Österreich tot. Der arme, liebe Rudolf! Manchmal wird er erkannt, wenn er so umherwandert. In Klagenfurt hat man ihn im Gasthaus „Zum Oesterreicher“ gesehen.

Wird hier und da ein Gestorbener noch immer für lebend erklärt, so kommt auch mitunter das Gegenteil vor. Ein seit vielen Jahrzehnten in verschiedenen Pövinzen umherziehender alter Händler aus Danzig sagte zu einer meiner Schwestern (als diese zu ihm über den Tod Kaiser Wilhelm I. sprach): er wundere sich, dass sie wirklich glaube, der alte Kaiser wäre jetzt erst gestorben. Es sei doch ganz bekannt, dass man an Berlin immer zu bestimmter Stunde eine ausgestopfte Figur in das Eckfenster des Palais gestellt hätte, die dann ein paar Bewegungen ausgeführt habe.

War der alte Kaiser so nach der Meinung einzelner Personen längst tot, als er noch lebte, so können wir mit Überzeugung annehmen, dass er — wie so viele seiner Vorfahren — aus dem Bewusstsein seines Volkes niemals entschwinden und dort immer lebendig bleiben

wird, nicht nur in treuer Aufzeichnung der Geschichte, sondern auch in Mythenbildung. Und dazu tragen neben strahlend und klangvoll auftretenden Nationalsagen auch die kleinen volkstümlichen Erzählungen über die Hohenzollern bei. Von diesem Standpunkte aus wollen Sie, geehrte Anwesende, das hier Mitgeteilte gelten lassen!

## 16. (9. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

**Montag, den 9. Februar 1903, nachmittags 2 Uhr.**

Besichtigung der Kunstanstalt „Vereinigung der Kunstfreunde.“ Schöneberg, Feurigstrasse 63.

Im Ausstellungssaale neben dem Kontor versammelten sich die Mitglieder mit ihren Gästen. Dieser Saal war ein kleines Museum, denn an den Wänden und auf den Tischen sowie in verschiedenen Mappen waren die zahlreichen Reproduktionen der Kunstanstalt zur Besichtigung ausgestellt worden. Hier begrüßte der 1. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel die Erschienenen und sprach Herrn Kommerzienrat Troitzsch, der erholungshalber im Süden weilte, den Dank der Gesellschaft aus für die Erlaubnis zur Besichtigung. Darauf übernahm Herr Direktor Raube die Führung.

Wir betraten zuerst den Lager- und Versandtraum und sahen hier mit welcher Sorgfalt die einzelnen Blätter behandelt werden, bis sie ihren Weg in die Welt nehmen.

Darauf begaben wir uns in das erste Stockwerk. Hier gab unser Führer eine Erläuterung über das Verfahren der Reproduktion von der Besitznahme des Originals bis zur Vollendung des Bildes. Die Erklärung berührte so verschiedene Gebiete der Photographie, der Lithographie und des Steindruckverfahrens, dass es unmöglich ist, auf alle Details hier einzugehen. Wir wollen uns damit begnügen, bei dem Rundgang die Hauptarbeitsstätten festzuhalten.

In dem Lithographiesaal sahen wir 20 Künstler (Lithographen) mit den Zeichnungen für die Reproduktion beschäftigt. Vor allem zog eine Neuheit für die Vereinigung der Kunstfreunde die Blicke aller auf sich, es war das das Bild von Margarete Löwe „die gefangenen Christen in den Katakomben Roms.“ Das Bild gab heute in seinem Entstehungsstadium schon eine Vorstellung von der Vollkommenheit des Vollendeten.